Der Mann von Eisen.

Roman aus Ostpreußens Schicksalstagen
von Fritz Stavenhagen.

(8. Fortsetzung).

„Vater ist leider nicht tüchtig zu haben. Er hat bei Königsberg in landwirtschaftlichen Kreisen als Assessor zu dienen, und als Hintergrund muß ihm der Besitz des Gutes winken. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß er sich später bewegen läßt, es durch einen tüchtigen Menschen verwalten zu lassen, während wir nach der Stadt ziehen. Doch das war nicht das Wichtigste, was ich dir sagen wollte, mein Kind. Es wird sich wohl bald herumsprechen, daß Wolf ere uns nicht mehr die bevorzugte Stellung einnimmt, die wahrscheinlich manchen Herrn aus unserem Umgangskreis abgeschreckt hat, sich um dich ernsthaft zu bewerben. Nun wird das anders werden, denn auch die Nachricht von der großen Erbschaft wird ihre Wirkung tun. Ich kann wohl von dir erwarten, daß du als meine Tochter eine kluge Zurückhaltung beobachten und dich von mir bei der Wahl eines Gatten beraten lassen wirst. Ich will damit nicht sagen, daß du nicht dem Zuge deines Herzens folgen sollst, wenn ein Mann in guter gesicherter Stellung deine Neigung erwirbt. Du scheinst mir aber für wahllose Schwärmerei ebensowenig veranlagt zu sein, wie ich es gewesen bin. Deshalb sage ich dir: Du wirst deine Ansprüche sehr hoch stellen können. Nicht wahr, du hast mich vollkommen verstanden?"

Mit leuchtenden Augen hatte Hanna zugehört. Jetzt flog sie der Mutter an die Brust.

Christel hatte in Sorgen wach gelegen, denn sie glaubte, daß Hanna eine sehr energische Strafpredigt von der Mutter erhalten würde. Erstaunt sah sie Hannas Gesicht wie von dem Widerschein eines großen Glückes leuchten. „Du scheinst ja sehr vergnügt zu sein?"

„Ich habe auch alle Veranlassung dazu, und du auch, denn Mutter hat mir eben gesagt, daß wir sehr reich geworden sind. Vielleicht ziehen wir bald in eine große Stadt."

„Na, hoffentlich macht euch der Vater einen Strich durch die Rechnung," damit drehte sie sich seelenruhig auf die andere Seite und war bald fest eingeschlafen, während Hanna noch lange wach lag. Sie versuchte mit sich über Nadrenko ins reine zu kommen. Der Russe hatte ihr in sehr deutlicher Weise den Hof gemacht, und ihr Herz war davon nicht ganz unberührt geblieben. Sie war auf ihrem täglichen Spazierritt stets mit Nadrenko, den sie unter vier Augen immer Herr Graf nannte, zusammengetroffen, und dabei hatten seine Augen jedesmal eine sehr beredte und manchmal auch recht kecke Sprache geführt. Und sie mußte sich sagen, daß sie ihn dazu ermutigt hatte. Bei einem Zusammentreffen hatte er ihr ein zierlich gewundenes Sträußchen von Feldblumen verehrt. Sie hatte es angenommen und war dabei wie ein kleiner Backfisch rot geworden.

Aber nun nahm sie sich vor, daß dieser Flirt, wie sie sich vor sich selbst entschuldigte, eine gewisse Grenze nicht überschreiten dürfte. Sollte sie ihn morgen wieder auf dem Felde treffen, würde sie schon damit anfangen, daß sie ihm nicht mehr die Hand gab, die er immer so feurig zu küssen sich erlaubte.

Am nächsten Tage kam Tante Mathilde auf ihrem Staatsfuhrwerk, wie sie es mit gutem Humor zu nennen pflegte, zu Besuch. Das war ein kleiner, tiefgebauter Wagen, dessen Rückwand zurückgeklappt werden konnte. Frau Brettschneider hatte im stillen einen sehr großen Respekt vor der alten Dame. Er war im Laufe der Jahre ganz allmählich gekommen, wahrscheinlich aus dem Gefühl heraus, daß Frau Stutterheim jedem Menschen mit ihren klaren Augen bis ins innerste Herz zu schauen verstand. Und diese Augen sprachen viel deutlicher und viel schärfer als der Mund.

Frau Stutterheim fiel sozusagen mit der Tür ins Haus. Nach der Begrüßung erklärte sie: „Liebe Adele, ich komme, um dir Christel für einige Wochen auszuspannen. Ich will in den nächsten Tagen eine Kur beginnen... lacht mich nicht aus, Herrschaften... eine alte Frau im Sybbaner Walde hat schon eine ganze Anzahl Menschen, die in der gleichen Lage waren wie ich, gesund gemacht. Denkt euch, sie schmiert die kranken Beine mit Dagget — das ist schieres Pferdefett — ein und erwärmt sie durch ein untergestelltes Kohlenbecken. Dabei macht sie ihren Hokuspokus, der natürlich vollständig überflüssig ist, den man sich aber gefallen lassen muß. Herrschaften, könnt ihr euch das vorstellen, wie mir bei dem Gedanken zumute ist, daß ich noch mal auf eigenen Füße marschieren könnte?"

Christel hatte sich neben sie gesetzt und an sie geschmiegt. „Tante Mathilde!" Die Tränen liefen ihr aus den Augen.

„Na ja, mein Kind," sagte Frau Stutterheim leise, und strich ihr mit der Hand über die Backe, „willst du zu mir kommen und mir ein bißchen helfen, die Wirtschaft in Ordnung zu halten? Ich muß jeden Tag ganz früh weggehen und komme erst gegen Mittag nach Hause. Und mein Wölfchen macht mir Sorge. Ich habe Mühe, ihm zum Essen zu bringen. Da wird du mir helfen, daß er uns nicht verhungert. Auch Kurt kommt in diesen Tagen nach Hause. Er ist ein Jammer, nun hat der Junge sein Probejahr beim Gymnasium abgemacht und findet nicht einmal Beschäftigung in seinem Beruf."

„Und nun will er zu Hause auf der Bärenhaut liegen?" fiel Hedwig ein.

„Nein, Jungfer Naseweis," erwiderte Tante Mathilde lächelnd, „er ist vorgestern zum Offizier gewählt worden und wird seine unfreiwillige Muße-zeit damit ausfüllen, daß er zunächst acht Wochen als Sommerleutnant in Lyck übt. Ich habe mir aber ausgebeten, daß er vorher ein paar Wochen noch mir schenkt."

Kurz vor der Abfahrt fragte Tante Mathilde ganz beiläufig nach dem Verlauf der Reise, und Frau Brettschneider nahm die Gelegenheit wahr, ebenso beiläufig zu erwähnen, daß die traurige Veranlassung ihnen ein großes Glück in Gestalt einer sehr bedeutenden Erbschaft beschert hätte. Mit einem freundlichen Lächeln erwiderte Tante Mathilde trocken: „Na, Kinder, da seid ihr ja für eine Welle wieder fein raus." Frau Brettschneider schluckte die scharfe Pille, die noch durch einen schadenfrohen Blick ihres Gatten verdoppelt wurde, mit verlegenem Lächeln, und erst später fiel ihr ein, was sie darauf hätte antworten können.

An einem der nächsten Tage erschien Christel mit Sack und Pack in Dalkowen. Hedwig hatte es sich nicht nehmen lassen, die Schwester zu begleiten, um ihr, wie sie sagte, den Abschied vom Elternhaus zu erleichtern. Kurz vor Mittag traf auch Kurt ein. Er war in Uniform, denn er hatte sich als neugebackener Leutnant bei den in Betracht kommenden Instanzen in seiner neuen Würde vorstellen müssen.

Ein sehr stattlicher junger Mann, der seinen älteren Bruder beinahe um einen ganzen Kopf überragte. Trotz der funkelnagelneuen Uniform fand ihn Hedwig abscheulich, denn er hatte sich sein schönes, dunkles Haar, das in sanftgeschwungenen Wellenlinien seinen Kopf früher umrahmte, so kurz schneiden lassen, daß die Kopfhaut weiß durchschimmerte. Dafür waren seine gutmütigen blauen Augen dieselben geblieben, und sein zierliches Schnurrbärtchen hatte in dem letzten halben Jahr sichtlich den Anlauf genommen, sich zu einem Wochtmeisterschnauzbart auszubilden.

Bei Tisch herrschte eine sehr lustige Stimmung. Kurt behauptete, noch nie hätte er es so deutlich gefühlt, daß seiner Mutter zwei Töchter fehlten.

Die Mutter hatte darauf lächelnd erwidert: Sie hoffe bestimmt und recht bald, diese fehlenden Töchter zu bekommen, denn wozu hätte sie sonst ihre beiden Söhne?

Bei dieser Antwort waren beide Mädchen etwas errötet. Und um ihnen zu Hilfe zu kommen, erklärte Wolf, daß er für seine Person die Hoffnung der Mutter enttäuschen müsse, eine Antwort, die das Rot auf Christels Wangen tiefer färbte. Wie unabsichtlich legte sich Tante Mathildens Hand auf Christels Arm, während sie lachend ihrem ältesten Sohn erwiderte: „Du bist ein ganz komischer Kauz. Einen Scherz verkehrst du in bitteren Ernst. Aber zum Glück glaube ich nicht daran, und wenn ich erst auf meinen eigenen Füßen wandeln werde, laufe ich dir davon in die weite Welt, von der ich noch so wenig gesehen habe. Da wird mein Herr Sohn, wie ich ihn kenne, in seiner praktischen Gemütsart es doch wohl vorziehen, sich eine Hausfrau zu wählen."

Die anderen, die dabei am Tische saßen, hatten es gar nicht gemerkt, daß neben diesen Worten noch eine geheime Zwiesprache durch die Augen zwischen Mutter und Sohn stattfand. Zuerst ein abweisender Blick Wolfs, der von Christel zur Mutter lief; die Antwort darauf war ein leuchtender siegesgewisser Blick der Mutter, der von einem fast unmerklichen Kopfnicken begleitet war. Dann lenkte sie das Gespräch in eine andere Bahn. Wolfs Geburtstag stand in vierzehn Tagen bevor. Er sollte wie immer gefeiert werden. Dazu pflegten die jüngeren Offiziere des Regiments, bei dem er gestanden und geübt hatte, zu erscheinen. Kurt sollte einige von seinen Kameraden mitbringen. Außerdem erwartete man auch noch einige befreundete Familien aus der Umgegend.

Gegen Abend begleitete Kurt Hedwig nach Hause. Er hatte sich ein bequemes Jagdzivil angezogen und nahm den Drilling mit. Er wollte nach einen Pirschgang auf den Rehbock unternehmen. Obwohl er aus Neigung das Studium erwählt hatte, das ihn im Beruf an die Stadt fesselte, hing er doch mit allen Fasern seines Herzens an der Natur. Gewiß mochte ihn damit, daß er als Schutzmann auf die Jagd ging. Er verständigte sich gottmütig, und als sie ihm zu scharf zusetzte, tröstete er sie mit dem altmodischen Kinderreim: „Was sich liebt, das neckt sich." Sie erwiderte darauf, daß wäre seine Rederei, das wäre ihr weiter Geschl.

* * *

Am Johannistage wurde Wolfs Geburtstag in Dalkowen sehr fröhlich gefeiert. Alle unterbeurlaubten Leutnants der Dragoner waren erschienen. Und Kurt hatte auch eine Anzahl Kameraden von der Infanterie mitgebracht. Auch die Andreaswalder waren gekommen. Es war ein stillschweigendes Uebereinkommen, den Riß, der sich zwischen den beiden Familien aufgetan hatte, vor der Welt zu überdecken. Hanna hatte sich aus leichtbegreiflichen Gründen entschuldigt. Auch das Reßchen mußte zu Hause bleiben und gab seinem Unmut darüber deutlichen Ausdruck: Sie meinte, sie müsse wohl nur Hanna bewachen.

Die Mutter hielt es für richtig, diese Ungezogenheit zu überhören, aber sie trug ihr doch so weit Rechnung, daß sie anordnete, Herrn Nadrenko das Abendbrot in seine Wohnung zu schicken.

Grete hatte sich inzwischen mit der frohen Aussicht getröstet, daß wenige Tage später, am 28. Juni, der Geburtstag ihrer Mutter durch ein großartiges Gartenfest gefeiert werden sollte, wovon man sie als Tochter des Hauses doch nicht ausschließen konnte.

Die Gartenfeste in Andreaswalde erfreuten sich in der ganzen Umgegend der größten Beliebtheit. Im Park wurde ein großes Zelt aufgeschlagen, in dem die älteren Herrschaften Platz nahmen, während die Jugend auf einem davor liegenden Tanzboden sich im Tanze drehte. Die Regimentsmusik der Infanteristen spielte dazu auf. Der ganze Park war mit Lampions erleuchtet. Die Bewirtung war immer großartig. Es gab eine Riesenbowle, bei der man nie auf den Grund kam; köstliches Pilsener vom Faß, das so schnell aus dem Zapfen lief, daß es nie seine Eiskellertemperatur verlor. Selbst das Aufgehen der Sonne setzte der Fröhlichkeit kein Ziel. Man pflegte sie jedesmal durch eine lange Polonaise unter Vorantritt der Musik zu begrüßen.

In Dalkowen ging es viel einfacher zu. Die Gäste erhielten zuerst nach guter alter ostpreußischer Sitte trotz der sommerlichen Wärme ein Glas Grog vorgesetzt, das die Wirkung haben soll, den inneren Menschen so weit zu erwärmen, daß ihm der Unterschied mit der äußeren Temperatur weniger fühlbar wird. Dann gab's ein gediegenes Abendessen nach dem ostpreußischen Rezept, zu dem ein ländliches Orchester, aus Geige, Klarinette und Baß bestehend, aufspielte.

Hanna hatte mit Grete allein zu Abend gegessen. Die Kleine, die sich gerade in dem Zustand befand, den man bei Jungen derb aber richtig als Flegelfahre bezeichnet, neckte ihre ältere Schwester mit der Bemerkung, sie wüßte ganz genau, weshalb Hanna so verstimmt wäre.

„Das glaube ich nicht," erwiderte Hanna mit großer Selbstbeherrschung, „aber ich will es dir sagen. Du bist alt genug, um es zu verstehen. Wolf hat sich um meine Hand beworben, und ich habe ihm einen Korb geben müssen."

„Da bist du schön dumm gewesen," warf Grete ein, und auf ihrem Gesicht spiegelte sich noch deutlicher als in ihren Worten das abfällige Urteil über das Verhalten ihrer älteren Schwester.

„Das verstehst du nicht, Kleinchen," gab Hanna ruhig zur Antwort. Man heiratet nur den Mann, den man von Herzen lieb hat."

„Ach so," rief Grete lebhaft aus, „jetzt weiß ich alles, jetzt brauchst du mir nichts mehr zu sagen. Du liebst jetzt einen anderen."

Nun verlor Hanna ihre Selbstbeherrschung und drohte Grete, sie sofort nach dem Abendbrot ins Bett zu bringen, wenn sie so ungezogen wäre.

„Das möchte dir passen," erwiderte Grete frech. Den Nachsatz getraute sie sich vor Hannas drohenden Augen nicht auszusprechen.

Nach dem Essen setzte sich Hanna ans Klavier und spielte. Was sie spielte, war ihr gleichgültig, sie wollte sich nur selbst beschäftigen, ihre Gedanken ablenken.

(Fortsetzung folgt.)

— Reklame. Kaufmann (zum Sohne, der ins Feld geht): Und, Moritz, vielleicht hafte auch Gelegenheit, zu einer Tapferkeitsmedaille zu kommen, es wär' ä feine Reklame for unsere Firma!

— Frommer Wunsch. Onkel: Nun, Fritzchen, wie war es denn bei der Verlobung deiner Schwester?

Fritz: Schön, hoffentlich verlobt sich bald wieder eine.

— Strafmilderung. Richter (zu einem Angeklagten): Hätten Sie noch etwas zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?

Angeklagter: Ick — ick — habe 'n Schwager, un der heißt ooch Hindenburg!

Pflicht.

Skizze von Jens Peter.

Die Stimmen huschten in das Speisezimmer und brachten das Gerücht mit sich und verbreiteten es.

„Tante — lassen Sie mal, —" Hanna Arp stand auf und schüttelte den Kopf. Jugendliche standen ein paar Stühle auf, sie ging langsam mit ihnen zum Ausgang.

Kapitän Voß sah dem Mädchen etwas erstaunt nach. „Meine Herren, die Zeit läuft. Ich bin etwas überlastet, — die Kriegsgefahr — und die baldige Ankunft des Schiffes in New-York, na, Sie wissen wohl!" Er verbeugte sich höflich und folgte den andern. Ein paar Frauen lächelten; die drei Gleichrettter, die ihm bei Tisch gegenübersaßen und schon öfter mit dem Schiff gefahren waren, wiegten bedenklich den Kopf.

„Daß unser Freund in seinen alten Tagen noch so jugendlich würde, —" schmunzelte der eine, —

„Hübsches Mädchen übrigens —"

„Ist die Schwester vom ersten Offizier, — nicht wahr," fragte der dritte. Sie nickten und schüttelten empfindsam und etwas mitleidig den Kopf. „Unser alter Freund Voß, — wer hätte das gedacht!"

Der war inzwischen die Treppe zur Brücke hinaufgeeilt. Er wußte, die Abendwache seines ersten Offiziers begann bald. Dann sahen Bruder und Schwester immer hinterm Kompaßhäuschen und lachten und schwatzten so lustig, fast wie Liebesleute. Waren einsam aufgewachsen, die beiden, hatten sich über alles gern, — und jetzt, auf dem ersten großen Schiff, das er hatte, hatte der junge Arp nach mehreren großen Reisen erreicht, daß er seine Schwester mitnehmen durfte. Er hatte sich's am Munde abgespart, war überfroh mit ihr und zeigte voll lustigem Stolz all das Gewaltige der neuen Bauten, die ganze Reise hindurch.

„Dacht' mir's doch, daß die beiden zusammensäßen, —" knurrte Kapitän Voß, als er sie entdeckt hatte. Er fühlte, daß seine Stimme etwas eifersüchtig klang, er hätte Hanna Arp wirklich lieber allein gesehen. Das Mädchen schüttelte lustig den Kopf, daß die wirren Haare ihr um die Stirne flogen.

„Wir sind ja nun bald in New York, — ich mußte doch noch etwas von meinem Bruder haben —"

„Als wenn Sie ein einziges Mal ohne ihn ausgekommen wären," knurrte der andere. Er lachte plötzlich unsicher über sich selbst.

„Sie bringen das ganze Schiff in Unordnung, Fräulein Hanna, — was wollen Sie nur einmal anfangen, wenn Ihr Bruder sich verlobt und Sie sich trennen müssen!"

„Tut er nicht," sagte das Mädchen eilig, „wir beide haben uns versprochen, — haben wir das nicht?"

Irgend ein Fahrgast erschien, sah die drei und zog sich mit einem vernehmlichen „Verzeihung, ich störe," zurück. Hanna Arp wurde rot und blinzelte doch vergnügt zum Kapitän hinüber.

„Wirklich, das haben wir uns versprochen." Der andere wollte unruhig ihren Ernst auf die Probe stellen und suchte ihren Blick. Aber er sah nur den Schalk um ihre Mundwinkel und wußte nicht recht, ob sie über ihn lachte oder über ihren Bruder, oder über Gott weiß was.

„Einer von Ihnen muß aber doch mal den Anfang machen," sagte er unbeholfen.

„Kann uns nicht passieren!"

„Doch, doch, — es geht mitunter schneller, als man denkt, — das kann ich Ihnen sagen." Der alte selbstsichere Kapitän Voß, der schon so viele Jahre in allen Nöten auf dem Weltmeere lag, fühlte plötzlich, wie ihm das Blut zu Kopf stieg über seine eigene Keckheit. Aber er lachte dabei und freute sich über Hanna Arp, die dunkelrot geworden war bis unter die Stirnhaare. Er hatte die Empfindung, daß er in diesem Augenblick ungewöhnlich kühn sein könnte. Wär der verwünschte Steuermann nicht dabei gewesen, — er hätte dem Mädchen schon Bescheid gesagt, — über alles, was er dachte und meinte. Aber man kann sich doch niemals als Vorgesetzter der Möglichkeit aussetzen, — Kapitän Voß blinzelte wieder verlegen in die Sonne und wollte vom Wetter und schlimmen Zeiten und Kriegsgefahren beginnen. Da schlug das Glas. Steuermann Arp stand auf, seine Zeit begann.

„Darf ich nicht einmal mit auf die Brücke," bettelte das Mädchen.

Der Bursche schüttelte hart den Kopf. „Dienst bleibt Dienst, Hanna, — und verboten ist verboten —"

Aber er hatte seine Rechnung ohne die Verliebtheit des wackeren Kapitän Voß gemacht. Der freute sich unbändig, einmal liebenswürdiger zu sein, als der Jüngere, nickte dem Mädchen vertraulich zu und führte sie nach oben.

Ganz fern lag im Rauchland des Abends ein helles Schiff; ein paar Lichter schienen aufzusteigen.

„Wir sollen beidrehen, — ist ein Franzose —", schrie plötzlich der Signalgast und sah unruhig den Kapitän an. „Ein französischer Kreuzer!"

Der fuhr zusammen und wurde erblaßt. Dann riß er das Sprachrohr heraus und schrie etwas hinunter.

„Ist das der Krieg?" Hanna Arp hatte es gefragt, aber so leise und fern, daß der Mann am Ruder erstaunt aufblickte. Die Matrosen stierten und klimmerten plötzlich unter ihren Hüten, so furchtbar begann das Schiff zu arbeiten, ein paar Weiber, die Kinder zu Bücken, dann wendete der gewaltige Rumpf gleitend nach Südwesten.

„Wir kommen nicht los von dem —" Irgend einer hatte es gesagt, und dann auf einmal, beinah tem's herüber, als wär's dicht bei ihren Köpfen vorbeigeflogen. Und noch einmal. — Dem Vorderschiff kam ein Reißen und Bersten aus dem Lastenraum. Ein fahlschwarzer Rauch stieg auf, legte sich über das Schiff und blieb dann langsam hinter dem kämpfenden Leib zurück. Noch einmal und noch einmal pfiffs heran, aber es war weiter hinten geblieben. Der Kreuzer drüben wurde graubraun, eine Nebelbank schob sich langsam dazwischen.

Eine Weile noch standen sie gegenüber, aber es blieb still da drüben, ganz still.

Ein ganz dünner, brauner Rauch wehte um den Bug, als sei er aus der Gischt aufgestiegen, die sich vorn im Wellenschlag brach. Der Fernsprecher rasselte, irgend woher kam eine Meldung, daß Arps Augen sich zusammendrängten, und er mit unruhigem Blick nach vorn schaute. Kapitän Voß schüttelte den Kopf, sog die Luft tief ein und ließ den Arm des Mädchens fahren.

„Der vordere Bunker ist nicht klar," meldete der Jüngere.

Der Aeltere hatte plötzlich das Mädchen vergessen. Mit einem Ruck war er am Sprachrohr. Ein paar Befehle und Antworten kamen, aber klar und abgerissen, ein Blick nach vorn, ein Wink zum Mann am Ruder. Dann kletterten plötzlich Matrosen die Treppe herauf, trugen Masken in der Hand. —

Kapitän Voß hatte den Befehl über das Schiff übernommen. Noch einmal kamen einige kurzen Fragen, ein paar Antworten klangen im Hörer. Er wandte sich plötzlich an den jungen Arp.

„Ich muß Bestimmteres wissen. Nehmen Sie vier Mann mit und sehen Sie zu, wo der Brand steckt." Er sah ein paar blitzschnelle Blicke zwischen den Geschwistern, dann grüßte der Jüngere kurz, warf die Rauchmaske über und kletterte mit den Leuten die Treppe hinab. Ein anderer Schiffsoffizier kam hinauf.

„Beruhigen Sie die Gäste, — es wäre bislang völlig unerheblich." — Kapitän Voß stand wieder am Sprachrohr, die Rufe schrillten und die Antworten sangen wie ein Echo von irgend einem unendlich fernen metallenem Berg eine ganze Weile lang.

Aus der Ecke kam plötzlich ein Stöhnen, leise und unterdrückt.

„Mein Bruder, Kapitän, — wo bleibt mein Bruder. —"

Der sah einen Augenblick starr auf den Boden, als suchte er nach einer Antwort, kniff die Lippen zusammen und war wieder am Hörer. Dann ging er vorn an die Brücke, und seine Blicke hingen plötzlich voll wunderlicher Verzweiflung an dem dünnen braunen Rauch, der mit dem Wind über das Deck wehte. Einmal schien es, als würde er stärker, als hätte er eine Luke aufgebrochen. Dann verging er wieder und nur der Wind wehte eisgrau über die gischtenden Wogen und fegte über das Deck. Kapitän Voß sah plötzlich zu dem Mädchen hinüber, das mit hartem Gesicht an der Reeling stand und die eisernen Stangen gepackt hatte, als wollte sie diese erdrücken.

„Wir sind im Dienst, Fräulein Hanna. —" Er wunderte sich, wie fremd seine eigene Stimme klang. Und dann fühlte er plötzlich wie eine unsägliche Grausamkeit, daß auch all sein eigenes zukünftiges Leben an den nächsten Augenblicken, an der glücklichen Heimkehr des Steuermannes hing.

Der Wind wehte in unruhigen Stößen, als zählte er die Sekunden. Irgend ein Grauen kroch mit dem braunen Dampf über Deck. Wo blieb Arp? Der zweite Offizier kam herauf und meldete: Die Fahrgäste seien vollkommen beruhigt. Am Sprachrohr rasselte die Klingel. Ein Mann mit der Rauchmaske in der Hand kletterte wie eine Katze die Treppe herauf.

„Im ersten Bunker brennt's, und der 7-B-Raum ist voll Qualm," — „Und —", fragte der andere.

„Und der erste Offizier ist noch drinnen." Hanna schrie leise auf, aber als Kapitän Voß hinübersah, stand sie kerzengrade und hatte die Zähne zusammengebissen. Und in ihren Augen flackerte eine Irrsal, wie er sie nie gesehen hatte.

„Wer — wer soll ihm nach, Kapitän?" Der fühlte, daß es um sein Leben ging, um alles, das eben noch so hell und lachend vor ihm gelegen hatte. Einen Augenblick sah er zu dem andern Offizier hinüber, und der sah ihn fest an, als wartete er auf seinen Befehl. Aber Kapitän Voß wußte, wer nach Wilm Arp an der Reihe war.

„Kurz gerebnet, Müller, — uns die Hebzeuge fallen ruhig bleiben." — Dann wandte er dem Mann mit der Rauchmaske und ging mit festen Schritt zur Treppe.

„Kommen Sie wieder —"

Kapitän Voß eilte durch das Gewirr der Gänge und Treppen zum Deck. Was hatte sie gesagt, — aber hatte es nur so gesagt. Kann es sein, daß es um ihren Bruder ging. — Er roch plötzlich den fäulnisgen Rauch, warf die Maske über und fühlte die Hitze, die ihm die Schweißtropfen über die Stirn trieb. Oder war es etwas anderes, — war es die Angst um das Schiff? — Wahnsinn, das! War's nicht eine Pflicht, — hatte er jemals einen Augenblick gezögert? Woher kam die Furcht auf einmal, — dies Lähmende, das wie Blei in seinen Gliedern lag? Natürlich, — er hatte ja Hanna Arp lieb, unsäglich lieb, — in diesem Augenblick fühlte er's, — und er fühlte all sein Leben und die Zeit, die vor ihm lag, wie etwas unsäglich Leuchtendes, Ueberwältigendes.

Wo war Hanna Arp? Ach so, — auf der Brücke, — und sie wartete auf Wilm Arp, oder auf ihn? Er hörte die schwere Luke hinter sich schlagen. Ein unüberwindlicher Wille erfüllte ihn. Er wußte, es ging um alles. Wo war der Mann, — ach so, der war zurückgeblieben, — er war allein im Laderaum, tastete gerade aus, — kroch über die Ballen, versuchte den Atem zu verhalten und fühlte doch, wie der Rauch in seiner Brust brannte und fraß.

Wo war nur Wilm Arp? Herrgott im Himmel, — wenn er nicht rechtzeitig käme! Die Ballen hoben sich bis zur Decke, — er versuchte sich hindurchzuzwängen. — War da nicht die zweite Luke, geradeaus, — wenn er doch atmen könnte, — ein einziges Mal atmen.

Er kam näher und näher, stolperte und tastete umher eine ganze Weile. Da fühlte er plötzlich etwas Weiches, Nachgebendes unter den Knien. Er griff mit beiden Armen zu und fühlte in unsäglicher Freude, daß er den Leib seines ersten Offiziers trug. Ihm war, als habe er in klarer Luft geatmet, mitten in all dem stickenden Rauch. Mit verzweifelter Kraft wandte er, schob den Körper des Ohnmächtigen vor sich her, schleppte ihn über die Ballen und taumelte mit dem Leblosen in die schmalen Gänge. Einmal stürzte er, versuchte allein weiter zu springen, kroch in jäher Verzweiflung zurück und nahm den Körper mit ohne Sinn und Gedanken. Wo war er eigentlich? Er wußte es nicht, hatte alle Zeit vergessen. Wie kam das nur, und wo war er? Wie bunt alles war, — wie hundert wimmelnde rote Sterne!

Was war das? Gott sei Dank, — die Leute waren bei ihm, — aber sie trugen ihn ja. — Er wollte sich wehren, — aufrichten. — Wo war Hanna Arp? Da brach er vornüber, fühlte in unendlicher Dankbarkeit die Arme der anderen, die ihm halfen, und suchte doch mit seiner letzten Kraft noch jemand anders, wie um einen Sieg zu verkünden, eine große gewonnene Pflicht.

Eine helle Gestalt beugte sich über ihn, dankte, und sah ihn mit großen, wunderlichen Augen an, gerade als hätte sie nur die Augen. —

Wofür dankte sie denn? Ach so, — er hatte ihn so herausgeholt, Wilm Arp, — es war ja seine Pflicht gewesen, — seine schöne Pflicht. — Wie sonderbar, daß alles in ihm so hoch aufschlug wie zu einer großen unsäglichen Freude. —

— Immer derselbe. Frau: Hast du schon gehört, der Student Windig hat einen Streifschuß bekommen!

Mann (Professor): Natürlich, der muß ja stets alles bloß oberflächlich nehmen!

— Im Bäckerladen. Kunde: Sind denn die kleinen Rosinen auch schon konfisziert?

Bäckermeister: Daß ich nicht wüßte.

Kunde: Ich dachte, weil Sie in den Quarktuchen Fliegen gebacken haben.

— Intelligenz. A. (zu B.): Wie intelligent so ein Hundevieh ist; wenn mein Affi recht von Flöhen geärgert wird, geht er 'nüber zur Straßentehrmaschine und hält das Fell 'nan!

— Zur rechten Zeit. A. (als ein durchgehendes Automobil in seine Stube saust): Famos! Gerade brauche ich zum Sachenreinigen dringend Benzin!

— Sein Fall. Zu dem Malermeister Kleckrich kam ein Mann mit der Frage: „Können Sie mich nicht als Gehilfen brauchen?"

Kleckrich: „Tut mir leid, das Geschäft geht im Kriege nicht besonders und da mache ich die Arbeit allein!"

Unbeirrt entgegnete der andere: „Das wäre nun gerade etwas passendes für mich!"

— Ein Witzbold. Wie lange läuft denn Ihr Kleiner schon, Frau Posemann?

Schon sechs Monate.

Ei weh, muß der aber da müde sein!

Kriegsgefangene.

Captivus, das lateinische Wort für „Schicht", kommt von dem lateinischen Verb capiere = der Kriegsgefangene. Diese Herkunftsbildung der Bezeichnung von „Kriegsgefangenen" zu „Schicht" zeigt schon zur Genüge, daß das Schicksal der Gefangenen im Altertum, aber auch zum Teil noch im Mittelalter kein beneidenswertes gewesen sein muß. Der Kriegsgefangene war in den frühesten Zeiten menschlicher Geschichte dem Tode geweiht, der willigen Willkür des Siegers preisgegeben. Bei den meisten Völkern wurden die Gefangenen wenigstens ein großer Teil meist den Göttern geopfert. Die lateinischen Wörter victimus und hostis beide zunächst Bezeichnungen blutige Opfer, sind von victus „der Besiegte und hostis = „Landesfeind" abgeleitet. Besiegte Feinde, also Kriegsgefangene, wurden in der Regel geopfert.

Schon die alten Aegypter pflegten ihre Gefangenen meist zu töten. Die Denkmäler zeigen uns, wie der siegreiche Pharao mit der Steinkeule den vor ihm knienden, um Gnade flehenden Feind erbarmungslos durch einen Hieb in die Schläfe erschlägt. Grausamer verfuhren die vorderasiatischen Völker, besonders die Assyrier, mit ihren Gefangenen. Oft mußten diese erst die fürchterlichsten Qualen erdulden, ehe der Tod ihren Leiden ein Ende bereitete. Die Bildnisse an den Wänden der Königspaläste zu Ninive und Babylon stellen dar, wie dem gefangenen Feinde die Zunge ausgeschnitten, die Augen ausgebrannt, die Haut abgezogen oder ein Pfahl durch den Leib getrieben wurde.

Bei den Griechen werden in homerischer Zeit die gefangenen Trojaner als Totenopfer für gefallene Helden an deren Grabe geschlachtet, bei den Spartanern wurden in alter Zeit die Kriegsgefangenen in den Kääden, einen tiefen Abgrund, gestürzt. Die alten Gallier opferten laut Cäsars Bericht stets ihre Kriegsgefangenen den Göttern, und die Punier oder Karthager pflegten als Abkömmlinge der vorderasiatischen Phönizier noch die raffiniertesten Qualen vorangehen zu lassen, wie uns das Schicksal des Römers Regulus beweist. Auch die Römer richteten noch in verhältnismäßig später Zeit den numidischen König Jugurtha nach vorausgegangener Marter hin, und in der Kaiserzeit wurden die Kriegsgefangenen massenhaft für die grausamen Tierhetzen und Fechterspiele aufgespart. So die gefangenen Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 nach Christi Geburt.

Die alten Deutschen brachten gleichfalls solche Menschenopfer dar, und der römische Schriftsteller Tacitus schildert uns den grausigen Anblick, den Germanicus und seine Truppen hatten, als sie das Schlachtfeld im Teutoburger Walde besuchten und dort die Gebeine ihrer an den Opferaltären geschlachteten Landsleute auffanden. Der Bataverfürst Claudius Civillis brachte seinem Söhnchen römische Kriegsgefangene mit, damit sie dieser als Zielscheibe beim Bogenschießen benutze. Daher suchte man im Altertum möglichst der Kriegsgefangenschaft zu entgehen und gab sich lieber den Tod, als sich dem Feinde zu ergeben. Nach den verlorenen Schlachten bei Aquä Sextiä und Vercellä zogen es die Frauen und Greise der Cimbern und Teutonen vor, samt ihren Kindern zu sterben, als sich der Willkür ihrer Feinde preiszugeben. Neben der Tötung des Kriegsgefangenen findet sich aber auch schon sehr früh die Begnadigung desselben. Diese geschah sehr selten aus Mitleid mit dem Feinde, sondern entsprang vielmehr aus dem Gedanken an den Nutzen, den der Gefangene als Arbeitskraft bot. Den Begnadigten erwartete dann das harte Los lebenslänglicher Sklaverei. Der Sklave aber war rechtlos und wurde als bloße Sache betrachtet, wie das römische Wort mancipium = „das mit der Hand Ergriffene" oder „das Eigentum" beweist. Als Sklave wurde dann der Gefangene auf einem der zahlreichen Sklavenmärkte verkauft. Auf der Insel Delos, dem größten dieser Märkte, wurden gegen Ende der römischen Republik täglich 10,000 solcher Unglücklichen verhandelt. Der römische Ausdruck für Sklavenhandeltreiben war: „unter dem Kranze verkaufen". Der Kranz war ursprünglich der Schmuck des zu opfernden Tieres oder Menschen, er wurde später als Symbol der Begnadigung zur Sklaverei beibehalten.

Eine kleine Milderung des Loses der Kriegsgefangenen brachte die ziemlich häufige Auswechslung derselben, zumal bei den Römern, wobei sogar eine Ueberzahl bei der einen Partei von der andern für Geld zurückgekauft werden konnte. Aber erst das Christentum mit seinem Grundsatz von der Feindesliebe, Nächstenliebe und der Gleichheit aller Menschen vor Gott brachte langsam eine Wandlung zum Bessern im Lose der Kriegsgefangenen.

Die 300,000 Einwohner von Kostarika haben freiwillig viele Jahre eine „Theatersteuer" gezahlt, um sich ein Theater für 4 Millionen Dollars bauen zu können.